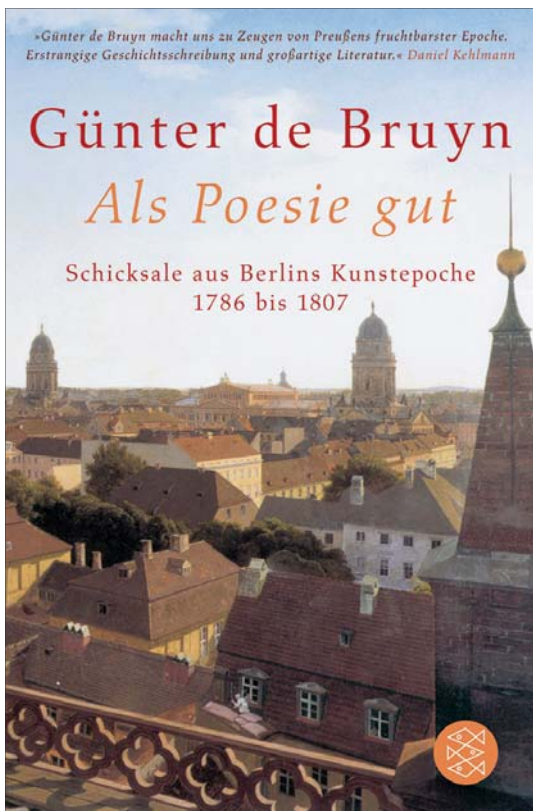


Günter de Bruyn Als Poesie gut

Schicksale aus Berlins Kunstepoche

1786 bis 1807



Preis € (D) 12,95 € (A) 13,40 SFR 23,90 (UVP)

512 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17488-1

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Die Kinder der Aufklärung

Henriette war zwölf Jahre alt, als ihr eine Tante, die sie im Nähen unterrichtete, insgeheim anvertraute, daß sie bald Braut werden sollte, auch den Namen des Bräutigams und den Tag der Verlobung verriet sie ihr schon. Henriette war glücklich darüber, nun bald schön gekleidet am Arm des Bräutigams spaziergehen zu dürfen, mehr Taschengeld als zwei Groschen im Monat zu erhalten und vielleicht sogar von den besseren Gerichten mitessen zu dürfen, die der Vater immer erhielt. Sehulich wurde der angegebene Tag also erwartet, doch verstrich der Vormittag wie jeder andere, und erst beim Mittagessen kündigte sich durch eine Frage des Vaters das große Ereignis an. Er wollte von ihr nämlich wissen, ob sie lieber einen Rabbiner oder einen Doktor heiraten möchte, und sie entgegnete, wie es sich gehörte: jeder väterliche Entschluß sei ihr recht. Am Nachmittag verriet ihr die Mutter des Bräutigams Namen und ermahnte sie, sich ihm gegenüber gut zu benehmen. Am Abend mußte sie im Vorzimmer warten, bis man den Kontrakt aufgesetzt und unterschrieben hatte. Vor dem Notar und zwei Zeugen mußte sie ihre Zustimmung geben, worauf der Bräutigam ihr die Hand küßte und mit ihr in die Festgesellschaft ging.

Enttäuschend für sie waren die anderthalb Jahre, die sie bis zur Hochzeit noch warten mußte. Zwar erhielt sie nun sechs statt zwei Groschen im Monat, aber von schöneren Kleidern und besserem Essen war so wenig wie von Spaziergängen des Brautpaares die Rede, und jeden Abend mußte sie Stunden von entsetzlicher Langerweile durchleben, wenn der Bräutigam kam, um mit dem Vater Karten zu spielen, denn sie mußte neben ihm sitzen, obwohl sie vom Kartenspiel nichts verstand. Allein war sie mit dem Versprochenen niemals.

Nur abends beim Abschied im Hausflur kam es manchmal zu Zärtlichkeiten, die ihr angenehm waren, aber in ihrer Bedeutung nicht klar. Als jemand ihr weismachte, die Kinder entstünden dadurch, daß man zu oft an einen bestimmten Mann denke, fürchtete sie, durch vorzeitige Niederkunft in Schande geraten zu können, weil ihr Künftiger doch dauernd in ihren Gedanken war. Denn dem Hochzeitstag fieberte sie mit Ungeduld entgegen, und zwar nicht nur der schönen Kleider wegen, sondern auch weil sie hoffte, danach soviel essen zu dürfen, wie sie nur wollte, und ausgehen zu können, wenn ihr danach zumute war.

Am Tage der Hochzeit, dem 1. Dezember 1779, lag Schnee auf dem Hofe der elterlichen Wohnung in der Spandauer Straße. Dort stand der Baldachin, unter dem nach altem jüdischen Brauch das Paar getraut wurde. Das festliche Mittagessen war erst am Abend zu Ende. Von Freunden begleitet ging das Paar einige Häuser weiter in die eheliche Wohnung. Zuvor aber empfing die junge Frau den Segen ihres Vaters – über den sie als alte Frau in ihren Erinnerungen sagte: er sei von Gott erhört worden, denn reich und schön sei ihr Leben von diesem Tag an tatsächlich gewesen – wenn sie sich auch in den ersten Jahren oft darüber ärgern mußte, daß ihr Mann es für richtig hielt, sie wie ein Kind zu behandeln, also als das, was sie war.

Geboren war sie als Henriette de Lemos am Berliner Neuen Markt, nahe der Marienkirche, in der Gegend der Spandauer Straße also, wo viele jüdische Familien wohnten, unter anderen die Mendelssohns auch. Ihr Vater, ein Arzt, dessen Vorfahren im späten Mittelalter vor der Inquisition aus Spanien und Portugal nach Preußen geflohen waren, gehorchte mit der frühen Verheiratung seiner ältesten Tochter nur den orthodox-jüdischen Sitten, die auch der Aufklärungsphilosoph Moses Mendelssohn noch befolgte, als er seine mit Henriette gleichaltrige Tochter Brendel (die sich später Dorothea nannte) an den Bankier Veit verheiratete und so einen Ehebund stiftete, der dann am Glücksanspruch der neuen Generation zerbrach.

Henriettes kinderlos bleibende Ehe dagegen war beständig. Sie selbst charakterisierte sie im Alter, fünfundzwanzig Jahre nach dem



*Jüdische Vermählungsszene. Federzeichnung von
Johann Gottfried Schadow, um 1825*

Tod ihres Mannes, so: »Meine Ehe darf ich ein glückliches Verhältnis nennen, wenn auch vielleicht nicht eigentlich eine glückliche Ehe. Die Ehe bildete für meinen Mann nicht den Mittelpunkt seines Seins. Und außerdem war die unsere nicht durch Kinder gesegnet. Wäre mir dies Glück vergönnt gewesen, ich weiß, ich wäre eine gute Mutter geworden, wie ich eine gute Gattin war. Denn das Zeugnis darf ich mir geben: Mein Mann wurde durch mich so glücklich, als er es überhaupt durch eine Frau werden konnte.« Von ihrem eigenen Glück aber sagt sie damit wenig. Vielleicht hat es darin bestanden, immer von vielen bedeutenden Männern umgeben gewesen und von manchen begehrt worden zu sein.

Im Gegensatz zu Dorothea Mendelssohn, ihrer intimsten Freundin, und der etwas jüngeren Rahel Levin, mit der sie auch früh bekannt wurde, ohne daß sich zwischen ihnen eine Freundschaft entwickelt hätte, galt sie von Kindheit an als bedeutende Schönheit. Nicht ohne

Stolz erzählt sie im Alter von einem Laubhüttenfest der Berliner Juden, das die Prinzessin Amalia, die jüngste Schwester Friedrichs des Großen, mit einem Besuch beehrte und dabei von der kleinen Henriette begrüßt wurde, die ihrer Schönheit wegen dazu auserwählt worden war. Die Schwärmerei für ihr Aussehen begann also früh, und sie währte lange. Zu den Erfolgen ihrer Geselligkeiten, für die man erst später den Ausdruck Salon benutzte, hat sie sicher viel beigetragen. Für uns aber ist es nicht einfach, sie bei Betrachtung der überlieferten Bildnisse nachzuempfinden, weil wir heute, nicht weniger als Henriettes Bewunderer damals, vom Zeitgeist befangen sind. Weder die Henrietten-Büste Schadows noch die Porträts der Dorothea Therbusch und des Anton Graff können uns zur Bewunderung hinreißen, eher schon Beschreibungen in Worten, weil mit denen nämlich unsere eigne Vorstellung von attraktiver Schönheit zu verbinden ist.

Sie war von »hohem Wuchse«, so schreibt zum Beispiel der Berliner Autor Joseph Fürst, der sie im Alter zum Verfassen ihrer Erinnerungen animierte, und stellt sie in dieser Hinsicht mit der Königin Luise gleich. »Bis zum Eintritt des Alters«, heißt es dann weiter, »gesellte sich zu diesem ausgezeichneten Wuchse eine höchst gefällige Fülle der Formen, welche scharf das Maß innehielt, das erforderlich war, um der ganzen Gestalt nicht den Eindruck des Schlanken zu rauben.« Imposant sei also ihre Gestalt gewesen, ihr Gesicht aber von »der reinsten und mildesten weiblichen Schönheit«, mit einem der »griechischen Kunst« vergleichbaren klassischen Profil. »Dem kleinen Munde, dessen perlengleiche Zahnreihen von feingezeichneten und vollen Lippen umsäumt wurden, war das anmutigste Lächeln eigen. Der Glanz der dunklen, von feinen schwarzen Brauen überwölbten, in mildem Feuer leuchtenden Augen wurde durch einen frischen, aber durchaus zarten Teint gehoben, und dieser wieder durch das reichste dunkle Haar.« Ihr Kopf, der Laien im Verhältnis zum Körper zu klein erschien, entsprach, wie Fürst abschließend meint, in den Augen von Kunstsachverständigen genau den kanonischen Verhältnismaßen der klassischen Zeit.

In ihren Erinnerungen, in denen Henriette den Stolz auf ihre

Schönheit nicht unterschlägt, spielt das »reichste dunkle Haar« insofern eine besondere Rolle, als es, zu ihrer Betrübnis, bei jüdischen Ehefrauen durch einen Kopfputz so verdeckt werden mußte, daß nichts davon mehr zu sehen war. Diesen Zwang der Orthodoxie zu mißachten, indem sie ihr volles Haar in der Öffentlichkeit zeigte, war



*Henriette Herz. Gemälde von
Anton Graff, 1792*

schon so etwas wie eine Befreiungsgeste, eine andere, bedeutendere, aber war die Weigerung, weiterhin, wie einst das verlobte Kind beim Kartenspielen, nun in Gesellschaft, als sei sie sein Zubehör, neben dem Gatten sitzen und schweigen zu müssen. Sie bestand nun auf einem eigenen Spiel.

Ihr Mann, Marcus Herz, der, wie sie selbst sagte, »klein und häßlich« war, aber »ein geistreiches Gesicht und den Ruf eines Gelehr-

ten« hatte, war aus Königsberg gekommen, wo er Medizin und Philosophie studiert hatte. Er war ein Lieblingsschüler Kants gewesen und war auch schon durch »einige scharfsinnige philosophische Schriften« hervorgetreten. Seiner Frau hatte er siebzehn Lebensjahre voraus. Er praktizierte als Arzt, hielt aber daneben auch medizinische und experimentalphysikalische Abendvorlesungen und brachte die Kenntnis der Kantschen Philosophie nach Berlin. Da die Stadt noch keine Universität hatte, die Aufklärung aber den Bildungswillen ihrer Bürger gefördert hatte, war das Herzsche Gesellschaftszimmer in der Spandauer Straße immer mit Zuhörern gefüllt. Unter ihnen waren auch junge Leute, wie die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt aus Tegel, die ihr Hofmeister hierher geführt hatte, und in ihnen fand die junge Frau des vortragenden Philosophen bald Gleichgesinnte, denen, wie ihr, »Werthers Leiden« wichtiger war als die Physik und die Kritiken Kants. Sie wurden ihr und ihrer Freundin Brendel im wörtlichen Sinne zu Bundesgenossen; denn nachdem sie sich zu literarischen Gesprächen, oder vielmehr Schwärmereien, aus dem Kreis der wissenschaftlich interessierten Älteren, unter denen sie zum Schweigen verurteilt waren, in ein Nebenzimmer zurückgezogen hatten, gründeten sie tatsächlich einen Bund, den sie, da er zur Verbesserung der Sitten gedacht war, Tugendbund nannten, ihm Statuten gaben und ihn als geheim deklarierten, wie sie es aus der Literatur kannten, die in dieser umbruchsreifen Zeit voll von Geheimbundsphantasien war. Bezeichnend für die Unterschiede im Denken der Eheleute ist die als Anekdote überlieferte Antwort von Marcus Herz auf die Bitte nach Erklärung einer dunklen Stelle bei Goethe, die nämlich lautete, für Unsinn sei nicht er zuständig, sondern seine Frau.